

# THEOLOGISCHE REVUE

117. Jahrgang

– Dezember 2021 –

---

**Geisenhanslücke, Achim: Am scharfen Ufer.** Hölderlin, Frankreich und die Heideggersprache. – München / Paderborn: Brill / Wilhelm Fink 2021. 173 S., brosch. € 49,90 ISBN: 978-3-7705-6621-1

„Geh aber nun und grüße / Die schöne Garonne, / Und die Gärten von Bordeaux / Dort, wo am scharfen Ufer...“ (Stuttgarter Hölderlin-Ausgabe [=StA]. 2. Bd. 1. Hälfte: Gedichte nach 1800. Hg. v. F. Beissner, Stuttgart 1951, 188, 5–8). Mitte Dezember 1801 war Friedrich Hölderlin von Stuttgart aus nach Südfrankreich aufgebrochen, um die Stelle eines Hauslehrers in der Stadt an der Garonne anzutreten. Fluss und Hafen waren nicht weit von seiner Wohnung entfernt, die er an Ort und Stelle bezogen hatte. Am 20. März 1802, einen Tag vor dem Frühlings-Äquinoktium, konnte er seinen 32. Geburtstag begehen. Bereits weniger als zwei Monate danach war der Aufenthalt des Dichters in Bordeaux aus nicht eindeutig geklärten Gründen schon wieder beendet.

Das Gedicht „Andenken“ (vgl. StA II/1, 188, 1–189, 59) ist der Erinnerung an Hölderlins kurzen Aufenthalt in der südfranzösischen Stadt gewidmet. Der schwäbisch-alemannischen Heimat hingegen, näherhin der Gegend um die obere Donau bei Kloster Beuron nahe Meßkirch, wird in dem fragmentarischen Hymnus „Der Ister“ (vgl. StA II/1, 190, 1–192, 72) gedacht, der „in unmittelbarer Nähe“ (IX) zu „Andenken“ entstanden ist. Der Vergleich beider Poeme ist Inhalt des ersten Teils der Studie von Achim Geisenhanslücke, der als Prof. für Allgemeine und Vergleichende Literaturwissenschaft an der Goethe-Univ. Frankfurt a. M. lehrt.

Der Vorbereitung dient eine Analyse des ersten späten Gesangs Hölderlins „Wie wenn am Feiertage...“ (vgl. StA II/1, 118, 1–120, 74) und der Freundesbriefe an Casimir Ulrich Böhlendorff, vom Dezember 1801 und November 1802, die für die Erschließung des hymnischen Spätwerks des Dichters von zentraler Bedeutung sind.

Die folgende vergleichende Betrachtung sucht die – Gegensätze vermittelnde – Komplementarität beider Gedichte aufzuweisen und sie unter Beachtung ihrer künstlerischen Eigenständigkeit im Kontext des Denkens des sog. *Deutschen Idealismus* zu verstehen, zu dem Hölderlin auch als Philosoph wichtige Beiträge geleistet hat. Jedenfalls insofern konvergiert G.s Interpretationskonzept mit Untersuchungen, die Dieter Henrich im Zuge seiner groß angelegten Konstellationenforschungen angestellt hat. Auch in kritischer Hinsicht lassen sich unschwer Übereinstimmungen erkennen: Wie Henrich geht es G. darum, „einen Zugang zu Hölderlin zu gewinnen, der von den Vorurteilen frei ist, die Heidegger in seiner Lektüre geleitet haben“ (XI).

Für Heidegger ist Hölderlin der allen Zeitbezügen grundsätzlich enthobene Dichter, der stiftet, was bleibt, und dessen Beruf es ist, das Sein selbst in einer Weise zur Sprache zu bringen, die alle Schranken des Seienden transzendiert. Wie diese Sprache unversehens zur „Heideggersprache“ wird,

ist Gegenstand des zweiten Teils des Buches von G., der nach Erwägungen zu Hölderlin und Walter Benjamin im Anschluss an die 1990 in Paris erschienene Abhandlung des französischen Literaturwissenschaftlers, Linguisten und Lyrikers Henri Meschonnic *Le langage Heidegger* zu zeigen sucht, wie der Existenzialontologe Philologie und Philosophie gleichschaltet, um den Dichter in den alleinigen Dienst seines Denkens zu stellen, das von Dichtung die wesenhafte Seinsstiftung erwartet, was immer dies im Einzelnen heißen mag.

Ergänzt werden die Untersuchungen zur Hölderlindeutung Heideggers, der Anfang der 40er-Jahre – mitten im Krieg und nicht lange nach seiner unrühmlichen Freiburger Rektoratszeit – Kollegs zu den Gedichten „Andenken“ und „Ister“ gehalten hat, durch Studien zur Heideggerrezeption in Frankreich und zu den entsprechenden dekonstruktivistischen Lesarten Hölderlins insbes. bei Jacques Derrida und Philippe Lacoue-Labarthe. Die diesbezüglichen Passagen, die nach meinem Urteil zu den interessantesten von G.s Buch zählen, schließen mit der Frage, warum es beide, Derrida und Lacoue-Labarthe, nicht „vermocht haben, ihr Interesse an einem sprachkritisch ausgewiesenen Begriff der Kritik von Heidegger zu lösen“ (157).

Eine mögliche Antwort mag in dem allzu flotten Abschied vom Subjekt zu suchen sein, den die sog. Dekonstruktivisten im Anschluss insbes. an Heideggers Brief über den ‚Humanismus‘ meinten vollziehen zu sollen. Um hier Klarheit zu erlangen, wäre in eine erneute Diskussion des bedeutungsschweren Hölderlin-Textes „Urtheil und Seyn“ (vgl. StA IV/1, 216f) einzutreten, den Heidegger in einer erst jüngst in der *Gesamtausgabe* publizierten Rede anlässlich der Max Kommerell-Feier 1962 in weiten Teilen vorgelesen hat, um seinen Hörern, wie er sagte, „die Weite der Bogenspannung zwischen Dichten und Denken ahnen (zu lassen), unter der Hölderlin wohnte“ (M. Heidegger, *Gesamtausgabe*. Bd. 80/2: Vorträge 1935 bis 1967, Frankfurt a. M. 2020, 1147–1172, hier: 1154).

#### Über den Autor:

*Gunther Wenz*, Dr. Dr. h. c., Professor der Wolfhart Pannenberg-Forschungsstelle an der Hochschule für Philosophie München ([gunther.wenz@hfph.de](mailto:gunther.wenz@hfph.de))